

Liechtensteiner Volksblatt

Ercheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: Für das Inland jährlich 10 K., halbjährlich 5 K., vierteljährlich K. 2.50; für Österreich jährlich 13 K., halbjährlich K. 6.50; für die Schweiz jährlich 13 Fr., halbjährlich Fr. 6.50; für das übrige Ausland jährlich 15 K. — Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsboten, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz; der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Rheintal).

Einrückungsgebühr im Anzeigenteil die sechspaltige Kleinzeile 12 h oder 12 Rp.; für Reklamen 20 h oder 20 Rp. Einrückungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.

Gehe und Landesverrat.

Quousque tandem! Wie lange denn noch! So möchte nachgerade jeder besonnene Mann, sei er nun Liechtensteiner oder Ausländer, bei der schamlosen Gehe und Heuchelei, die in der letzten Zeit wieder blüht, anrufen. Wie lange denn noch wagt ihr Hezger die Geduld der ruhigen Liechtensteiner zu mißbrauchen und Recht und Wahrheit auf den Kopf zu stellen? Wie lange denn noch treibt ihr die ägrende Mörgerei an allem Bestehenden im Lande Liechtenstein, laßt ihr keinen guten Faden am Heimatland, klagt ihr unser Ländchen an, so daß die ganze Sache auf nichts anderes hinausläuft als auf Landesverrat? Wie lange noch? Solange als wir in Liechtenstein arm sind an Männern, die aufzustehen wagen und sagen: bis hierher und nicht weiter! Solange, bis endlich unsere Männer zur Einsicht kommen, daß sie für die Pläne einiger eifer- und titelstüchtiger Leute mißbraucht werden. Solange, Liechtensteiner, seid ihr keine freien Männer, sondern in eurem guten Glauben Getäuschte. Solange wird im Lande Liechtenstein keine Ruhe eintreten und kein ersprießliches Arbeiten für das Gemeinwohl möglich sein, solange wird gehetzt und alles, was nicht zu allem Ja und Amen sagt, in den Rot gezerrt, solange, bis wir entweder nicht mehr Liechtensteiner sind oder — bis euch, Liechtensteiner, die Augen aufgehen und ihr euch voll Empörung und Ekel abwendet und eure Beiniger der verdienten Verachtung preisgibt. Selbst als unser guter Fürst ins Land kam und ihr ihm vertrauensvoll als eurem Landesvater zuhörtet, hörte die Gehe nicht auf, sondern begann aufs neue und brachte einen gewissen Begriffsverwirrungszustand, der von Laßtlosigkeit und Dergewaltiger selbst erklärte, so gehe es eben, wenn vier an einem Artikel arbeiten. Die Gehe ging aber weiter, währenddem der Fürst im Lande weilte. Da nahm man Anlaß, Freunde von gestern und verhasste Gegner von heute vor dem Volke zu denunzieren, sie als Hölflinge zu beschreiben, sich selbst aber als die aufrechten Volksmänner hinzustellen zur selben Zeit, wo man als Sprüche machende Volksmänner um Titel und Ehrenstellen bettelt ging. Das wagte man zur selben Zeit, wo die sogenannten verschrieenen „Herren“ beim Fürsten für unser Volk eintraten und gemeinnützige Vorschläge machten, dem Fürsten den strebsamen Charakter des Volkes erklärten und dafür ihr Wort einlegten, daß in wahrer Demokratie ein freies Volk mit einem freien Fürsten Hand in Hand arbeiten solle zum Wohle der Gesamtheit, nicht aber zur Befriedigung des Ehrgeizes einzelner, seien dann diese Einzelnen wer sie wollen. Aber ein paar Stellenhäscher und Aemtlersucher in unserem Lande sind stets bestrebt, die andern, die bei diesem Treiben nicht mitun wollen, zu verdächtigen und beim Volke herunter zu setzen, damit ja das Volk nicht hinter ihre Pläne komme. Das ist die alte Geschichte: „Haltet den Dieb“, ruft der aus, der was angestellt hat und für diese seine Geldentat andere ans Messer liefern will.

So wurde es gemacht schon seit Jahren, so besonders seit vorigen Herbst, so als der Fürst im Lande war und so seitdem der Fürst wieder Abchied genommen hatte. Wir hätten gedacht, daß die Anwesenheit des Fürsten dazu beitragen könnte, eine Versöhnung herbeizuführen, das Liechtensteiner

Volksblatt bot dazu die Hand, die Gegner geben es ja selber unfreiwillig zu, wenn sie sagen, unser Blatt habe sich einer ruhigen Schreibweise befähigt. Aber das ist es eben: Man wollte die dargebotene Hand nicht ergreifen, man höhnte und hegte darauf los; der Ramm war eben geschwollen und man glaubte, seinen Weizen blühen zu sehen. Da hagelte es von „Hölflingen“ und politischen „Hezern“ gegen Angehörige der Bürgerpartei, sich selbst pries man als Volksmänner und ruhige Leute. Das ist Spartakistenmethode reinsten Wassers. Die andern seht man herunter, um umsonst hezen und wühlen zu können. Und wenn dann zur Landeskatastrophe käme, wenn dann das neue Landesgebäude mit den neuen kostspieligen Rufen zusammenstürzen würde infolge seines unsoliden Fundamentes und seiner schweren Rufen aus Holz, das nicht auf unsern Bergen wächst, ja dann käme dieser neue „Landesbaumeister“ und würde sich aus dem Staube machen und dem armen Bäuerlein die Schuld am Unglück zuschieben, dem gutgläubigen Bäuerlein, das dem Baumeister so blindlings vertraute.

Da fasset man von Liechtenstein den Liechtensteiner und höhnt und wühlt, um ja möglichst viele Liechtensteiner, die einem unbequem sind, weil sie die Pläne durchschauen, vom Berufe und aus dem Lande zu vertreiben.

Da spielt man sich auf als Fürstentum und verlangt für sich fürstliche Abgeordnete und spricht zugleich dem Fürsten das Recht ab, fürstliche Titel zu verleihen nur darum, weil man selber keine empfangen.

Da biederet man sich an als Fürstentum und verlangt für sich fürstliche Abgeordnete und spricht zugleich dem Fürsten das Recht ab, fürstliche Titel zu verleihen nur darum, weil man selber keine empfangen.

Da biederet man sich an als treu zum Fürstentum und stellt fast im gleichen Atemzug das Fürstentum als ein Hemmnis für die Selbständigkeit und Neutralität des Landes dar, während doch gerade nur unser Fürstentum eine Gewähr für den Fortbestand unseres Ländchens als selbständiger Staat ist.

Da ruft man nach mehreren Volksvertretern für Paris, nur um ja einen Spaziergang machen zu können auf Kosten des Landes; denn unter Volksvertretern meint „man“ sich doch selbst, die „andern“ gehören ja nicht zum Volk. Da verlangen sie öffentlich ihre bestgehobten Gegner sollen demissionieren und ins Ausland gehen und schieben zugleich diesen selbst solche gemeinen Absichten unter.

Da preist man sich als Landesvater um nicht bald zu sagen Landesvater und Volksheiden und scheut sich nicht — bewußt oder unbewußt sei dahingestellt — Landesverrat zu treiben. Denn was ist es anders als Landesverrat, wenn in diesen schweren Zeiten jede Kleinigkeit, die selber in den Verhältnissen lagen, als Neutralitätswidrigkeit hingestellt wird, nur um ja dem Auslande zu sagen: Schaut, so unneutral waren wir; verfähret also mit uns danach! Da muß wohl jedem Nachdenkenden, auch jedem Gemäßigteren der Volkspartei, der Gedanken kommen: Ja will man uns denn abjollen als Ungehörige der Mächtigkeit und Schlechtigkeit hinstellen um ja zu bewirken, daß wir unsere Selbständigkeit verlieren? Denn das ist klar, daß wir nun einmal etwas gebunden sind, sobald wir uns links oder rechts in zollpolitischen Anschluß begeben; unselbständig ist das aber doch nicht. Da stellt man sich als ruhige Bürger hin und droht zugleich den Gegnern und dem Fürsten: Wir werden über euch hinwegschreiten; wir verlangen usw.

Wir aber rufen diesen Hezern zu: Ihr wollt über die andern hinwegschreiten; ihr werdet es aber nicht.

Ihr wollt dem Fürsten drohen; der Fürst wird aber geschickt von den ruhigen Männern beider Parteien. Einmal gibt es ein Halt! Einmal werden auch die sagen, die ihr am Gängelband zu haben glaubt: Es ist genug des Spieles! Seht wollen wir gemeinnützige Taten sehen!

Da biederet man sich im Volk und Auslande an als christlichsozial und preist die Religion als das Beste. Und im gleichen Atemzug fällt man über einen Priester in der niederträchtigsten Weise her. Da schiebt man einem unbescholtenen Priester Absicht auf Mord und Totschlag unter, der mit Schanden darlegt, wohin das Gebahren einzelner führen könnte. Da stempelt man einen ehrlichen Liechtensteiner Priester wörtlich zum blutrünstigen Herausforderer und legt zu gleicher Zeit mit scheinheiliger Augenaufschlag Verwahrung ein dagegen, daß in dem Mönche als blutrünstig hingestellt wurden. Ja, legt nur Verwahrung ein, aber auch gegen die eigene Heuchelei, die ihr selbst einen Priester zum blutrünstigen Propagator stempeln wollt!

Da ruft man endlich dem Staatsanwalt gegen einen aufrechten Mann, der in politischen Angelegenheiten seine Meinung äußert zur Schutze von Fürst und Vaterland und hat scheint's vergessen, daß jener, der in einem berechtigten Aufruf den Wählern zurief: „Erscheinet am 2. Dezember in Massen“, daß jener schon längst auf die Anklagebank gehört hätte. Denn eben gerade vor solchen Ereignissen wie dem 2. Dezember 1918, der durch die Schuld einzelner so blutig hätte werden können, warnte H. Kaplan Büchel.

Und davor warnen auch alle Besonnenen im Interesse des Wohlergehens aller und rufen denen, die es angeht zu: Haltet ein mit euren Drohungen, haltet ein: Es ist genug, endlich genug!

November. Aber es zeigte sich, daß der Rabichuh noch nicht ganzweggeschafft sei. So geht die Mühsarbeit nun weiter. Auch die Beamten müssen wieder einmal herhalten. Nachdem man ihnen sonst nichts antun kann, befehlige man sich, sie in der öffentlichen Meinung herunter zu setzen, jene Beamte, auf deren Mithilfe man bei der kurzen Regierungszeit so sehr angewiesen war. Uebrigens kann ich dem Herrn r. versichern, daß die in der D. N. aufgezeigten Beamten über die Sache sich recht belustigt haben sollen.

Zum Zollvertrag. (Eingef.) Schon vor einiger Zeit konnten wir darauf hinweisen, daß den Finanzwachorganen bei Ausübung ihres Dienstes große Schwierigkeiten bereitet werden und deshalb außerordentliche Maßnahmen von Seite der Finanzverwaltung nicht ausgeschlossen seien. Jener Hinweis hat manchen unserer Landsleute etwas nachdenken lassen, ist aber bei vielen andern, wie allerdings auch zu erwarten war, ohne Wirkung geblieben. Wir halten uns daher verpflichtet, noch auf andere Seiten hinzuweisen, die dem gegenwärtig blühenden Schmuggelwesen anhaften.

Auch der Voreingenommenste kann nicht darüber im Zweifel sein, daß wir bei Verhandlungen über Zollvertrag oder andere große wirtschaftliche Fragen sehr viel auf das Entgegenkommen des anderen Vertragsteiles angewiesen sind und daß wir einen Druck weber nach der einen oder der anderen Seite auszuüben vermögen. Und am meisten könnte uns dienen, wenn das ganze Land und seine Bevölkerung die Achtung der Nachbarn nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren bestrebt wäre. Statt dessen müssen wir mit dem größten Bedauern wahrnehmen, daß nebst verschiedenen politischen Vorfällen vor allem unser Ansehen durch die Tatsache untergraben wird, daß der Schmuggel blüht wie noch nie, und es ist nur zu bedauern, daß die große Geschäftlichkeit, die sich in der Herausfindung jeder neuen Möglichkeit, auf leichte Weise sich viel Geld zu verdienen, nicht anderen, einwandfreieren Geschäften und dem Wohle des lieben Vaterlandes zu Gute kommt.

Wie sollen wir gerade bei Zollvertragsverhandlungen aufrichtiges und gedeiliches Entgegenkommen erwarten dürfen, wenn leider Gottes viele sich damit abgeben, die bestehenden Vorschriften über Ein- und Ausfuhr gewerbsmäßig zu überkreuzen? Wir sprechen dies gewiß nicht gerne in aller Öffentlichkeit aus, aber mit einer Vogel-Straußpolitik ist uns am allerwenigsten geholfen. Was helfen alle noch so gründlichen und vielleicht auch gut gemeinten Auseinandersetzungen darüber, welcher Nachbar uns den besseren Zollanschluß zu gewähren in der Lage sei, wenn wir selbst uns als schlechten Vertragsteilnehmer zum Vorneherein brandmarken?

Gewiß ist es nur ein kleiner Teil der Gesamtbevölkerung, der so zum Schaden des Landes an der Arbeit ist, aber das Ausland wird da selbstverständlich alles in einen Topf zu werfen geneigt sein und zu büßen werden es in erster Linie jene Teile der Bevölkerung haben, die nicht in der Lage sind oder es verschmähen, auf die jetzt soviel gewährte Art leicht sich Geld zu verdienen. Kurz, das Schmuggelwesen schädigt auf der einen Seite die Inlandsversorgung in äußerst empfindlicher Weise und untergräbt auf der anderen Seite das Ansehen des Landes und gefährdet die Möglichkeit der Schaffung besserer wirtschaftlicher Beziehungen.

Helfe, was helfen mag! (Eingef.) H. Kaplan Büchel hat am Sonntag abend mit seinem Vortrage in Vaduz ein arges Donnerwetter heraufgeschworen, das sich in der gestrigen D. N. mit Ach und Krach entladen hat. Wisse Blige hat der wutschnauende -r- Artikler auf die Zuhörer geschleudert, von den mißratenen Schreibereien bis hinauf zum bestgehobten H. Hoffmann Feger ist dem würdigen Berichterstatter kein Name entgangen. Der Herr -r- hat sich übrigens sichtlich bemüht, den wahren Inhalt der Rede zu umgehen und in einem Punkte ist es ihm sogar trefflich gelungen, eine Äußerung Kaplans Büchels zu entstellen. Der H. Redner hat nämlich in seinem Vortrage seiner Meinung dahin Ausdruck gegeben, daß es in Liechtenstein bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen zur Katastrophe kommen müsse und er betonte dann noch, daß entweder der Fürst oder Dr. Beck gehen müsse; Büchel fürchtete, daß die Auseinandersetzungen blutig verlaufen könnten. Von einem blutigen Kopfe Dr. Beck war keine Rede. Ich konnte mich der Ansicht des Vortragners nicht verschließen.

Daß die tendenziöse Berichterstattung eine neue Gehe gegen die Beamenschaft bedeutet, ist jederman klar. Man erinnert sich noch, daß die D. N. schon vor Jahren eine große Gehe gegen alles Bestehende angingen. Der Ton zog damals nicht. Man mußte daher zu einem anderen Mittel langen. Systematische Wählerarbeit brachte es dann zum 7.

zur richtigen Zeit; vorläufig war es entfallen ein Hochgefühl, die Besuche des Verichtswohltäters nicht mehr fürchten zu müssen; kam er wirklich einmal, so folgte es ja nur eine Waage bei dem betreffenden Mißbehändler und dieser würde sein Eigentum schon reklamieren.

Heinsdorf hatte allerdings in der künftigen Woche einen etwas peinlichen Gang zu machen; die erwosten Gläubiger hatten ihn — eine neue Insamie dieser erbärmlichen Menschen! — zur Ableistung eines Offenbarungseides vorladen lassen. Aber was verschlag das schließlich; konnte man dem Mann mit der blauen Mäule in Zukunft das Verichtsprotokoll hierüber vorzeigen, so kam es nicht einmal mehr zur Pfändung.

Frau Heinsdorf hatte also allen Grund, mit sich zufrieden zu sein. Sie war es auch und blühte mit berechtigtem Stolz auf die hübsche Einrichtung; ja, nun lebte man doch in wirklich repräsentablen Verhältnissen und konnte sich nach außen hin zeigen lassen. Natürlich hatten Mutter und Tochter sich wieder der Dienste einer Coiffeuse versichert; in den letzten Monaten hatte man sich ohne eine solche behelfen müssen, weil die vorherige „Person“ auf vorausbezahlung Befanden hatte; das hatte die jetzige zwar auch getan, aber vorläufig war ja Geld da; Frau Marie schwamm ordentlich darin.

Mattig gegenüber war sie die ganze Liebess-

würdigkeit, frohe, sprühende Laune, wie nur eine Dame aus den besitzenden Kreisen, die ihr ihrem vornehmen, gastfreundlichen Heim die Honneurs mit natürlicher Würde macht.

Die mitgebrachten Blumen waren entzückend, Herr Mattig war wirklich doch gleich heraus. Ihr Mädel hatte ihr viel Liebes von dem charmananten Herrn erzählt, er sollte sie auf dem letzten Ball ja geradezu heim unterhalten haben; das wollte aus Was Munde viel heißen, denn ihre Tochter war wäckerlich, anspruchsvoll.

„Lieber Himmel, das ist bei solch jungem Blut natürlich! Ella ist gewiß, viel umschwärmt. Halten Sie es der mütterlichen Anteiligkeit zugute, wenn ich dies bei ihren reifen vorzügen nur natürlich finde? Niemand weiß so gut wie ich, was alles in dem Mädel steckt. Das einzige Herzleid für mich war ihre peridone mit diesem — diesem gewöhnlichen Menschen. Ich habe mit meiner Abneigung recht behalten. Ella war zu gut für ihn. Sie haben vernünftlich von dem lächerlichen Gerede gehört, das sich an den Bruch geknüpft hat, wir sollten die gerlobung aufgehoben haben, weil er sein Vermögen verloren hat — wer uns kennt, weiß, daß wir über bezattigen Mattig erhaben dastehen; unsere Tochter ist glücklicherweise nicht auf einen reichen Mann angewiesen — da waren Charaktermängel in diesem Menschen, die

In dunkler Stunde.

Roman von Otto Hoeder.

(Nachdruck verboten.)

Frau Heinsdorf hatte nicht gegögert, die Frage in verneinendem Sinne zu beantworten und unversichtlich dementsprechend zu handeln. In Haus und Hof hatte sie den gesamten Hausrat einem Mädelchen verkauft; der ihr gebotene Preis war ihr zwar niedrig erschienen, aber sie hatte sich mit der Beteuerung des jungenfertigen Hebräers zufrieden gegeben, wonach dessen Offerte zwar nicht hoch, aber reell gewesen — und hatte die paar Hundert Mark schmucklos eingestrichen.

Natürlich war sie alsbald auf Ersatz der verkauften Möbel bedacht gewesen; nichts war leichter als das. Wozu gab es denn die vielen Abzahlungsgeschäfte? Frau Marie tat sich viel auf den dabei unterlegten Operationsplan zugute, der sich genau an das Wort Moltes vom getrennten Marschieren und dem vereinten Schlagen gehalten hatte. Sie hatte verschiedene Konkurrenzgeschäfte mit ihren Besuchen begünstigt; in der einen Handlung hatte sie das Kamin, in einer zweiten das Studierzimmer ihres Mannes und die Schlafzimmereinrichtungen entnommen; ein dritter Händler wieder hatte den Salon liefern müssen. Bei ihren Einkäufen war Frau Marie auch

des Wahrmortes eingedenk geblieben, daß, wer billig kauft, auch schlecht kauft. Man war es sich selbst und der sozialen Stellung des berühmten Müllers schuldig, keinen Schaden zu erwerben, der aus den Fugen ginge, ehe er bezahlet war; zudem schafft man eine Einrichtung doch nur einmal im Leben an.

Die Händler waren auch so gefällig; sie ließen Frau Heinsdorf ihre eigenen Bedingungen machen, sie brauchte nirgends eine Anzahlung zu leisten. Wozu auch? Man konnte ja die glänzenden Emporverhältnisse des großen Müllers und beschied sich gerne mit monatlichen Abschlagszahlungen. Diese summierten sich nun freilich und da die Möbel teuer waren, so verteilten sie sich auf eine ganze Anzahl Jahre hinaus. Wer warum sich darüber den Kopf zerbrechen? Ihr Mann hatte sich einen geschickten geben lassen, der völlig ausreichte, die erste Monatsrate zu bezahlen. Der Beginn der eigentlichen Ratezahlungen war um ein Quartal hinausgeschoben worden.

vorläufig war also Geld genug im Hause und was die späteren Monate anbelangte, so entsann sich Frau Marie, die unter Umständen gut kredulig gesinnt sein konnte, des trostreichen Schriftwortes, das bespricht, nicht für den kommenden Tag, geschweige denn für kommende Monate vorzuplagen. Es fand sich sicher alles

zur richtigen Zeit; vorläufig war es entfallen ein Hochgefühl, die Besuche des Verichtswohltäters nicht mehr fürchten zu müssen; kam er wirklich einmal, so folgte es ja nur eine Waage bei dem betreffenden Mißbehändler und dieser würde sein Eigentum schon reklamieren.

Heinsdorf hatte allerdings in der künftigen Woche einen etwas peinlichen Gang zu machen; die erwosten Gläubiger hatten ihn — eine neue Insamie dieser erbärmlichen Menschen! — zur Ableistung eines Offenbarungseides vorladen lassen. Aber was verschlag das schließlich; konnte man dem Mann mit der blauen Mäule in Zukunft das Verichtsprotokoll hierüber vorzeigen, so kam es nicht einmal mehr zur Pfändung.

Frau Heinsdorf hatte also allen Grund, mit sich zufrieden zu sein. Sie war es auch und blühte mit berechtigtem Stolz auf die hübsche Einrichtung; ja, nun lebte man doch in wirklich repräsentablen Verhältnissen und konnte sich nach außen hin zeigen lassen. Natürlich hatten Mutter und Tochter sich wieder der Dienste einer Coiffeuse versichert; in den letzten Monaten hatte man sich ohne eine solche behelfen müssen, weil die vorherige „Person“ auf vorausbezahlung Befanden hatte; das hatte die jetzige zwar auch getan, aber vorläufig war ja Geld da; Frau Marie schwamm ordentlich darin.

Mattig gegenüber war sie die ganze Liebess-